

(Nachdruck verboten.)

7)

## Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kih.

„Hier steht zweimal hintereinander Straußenfeder. Ich weiß nicht, ob es Absicht ist?“

„Zweimal?“ sagte sie. „Lassen Sie mal sehen. Herr Gott, Sie haben recht. Leihen Sie mir doch bitte eine Feder.“

Während sie den Handschuh abzog und schrieb, sprach sie weiter: „Es ist an einen Kaufmann in der Stadt, der hätte mich sicherlich ausgelacht. Jetzt ist es wohl gut so?“

„Jetzt ist es gut so.“

„Und Sie sind immer noch hier,“ sagte sie und blieb auf dem Stuhle sitzen. „Zahraus, jahrein finde ich Sie hier.“

Nolandsen wußte wohl, was er tat, wenn er sich nicht von dieser Station formeldete und sich um eine andere Stelle bewarb. Da mußte wohl etwas sein, was ihn hier festhielt all die Jahre.

„Jrgendwo muß man ja sein,“ antwortete er.

„Sie könnten nach Rosengaard kommen. Da ist es wohl etwas besser?“

Doch eine ganz schwache Röte ergoß sich über ihre Wangen, so daß sie vielleicht wünschte, es nicht gesagt zu haben.

„So eine große Station würde ich nicht bekommen.“

„Nein, Sie sind wohl noch zu jung.“

Er lächelte ein kleines armseliges Lächeln: „Jedenfalls ist es liebenswürdig von Ihnen, zu glauben, daß das der Grund ist.“

„Wenn Sie zu uns herüberkämen, wir sind ja ein wenig mehr Menschen dort. Doktors, die nebenan wohnen, und der Buchhalter und alle Gehülfen aus dem Kramladen. Und dann kommen immer allerhand wunderliche Schiffer und solche Leute ans Land.“

Kapitän Henrikfen von dem Küstenboot? dachte Nolandsen.

Was wurde denn eigentlich bezweckt mit diesem Uebermaß von Gnade? War Nolandsen plötzlich seit gestern ein anderer Kerl geworden? Er wußte ja, daß seine törichte Vernarrtheit durch und durch hoffnungslos war, dazu war also nichts mehr zu bemerken. Als sie ging, reichte sie ihm die Hand, und sie hatte unterlassen, erst den Handschuh anzuziehen. Es zischelte von Seide, als sie die Stufen hinuntersetzte.

Und Nolandsen setzte sich an den Tisch hinein, abgerackert und niedergebeugt wie er war, und schickte die Telegramme fort. Tausend wundervolle Gefühle durchströmten seine Brust, die Wärme dieser samteneen Hand war in ihn gefahren. Wenn man es recht bedachte, so war es auch nicht gar so jämmerlich um ihn bestellt, die Erfindung konnte schweres Geld einbringen, wenn er nur die dreihundert Taler bekäme. Er war ein bankrotter Millionär. Aber eines Tages könnte er ja doch einen Ausweg finden.

Die Pfarrersfrau kam, sie wollte ihrem Vater telegraphieren. Der vorige Besuch hatte Nolandsen aufgerichtet, er fühlte sich nicht mehr als Laugenichts, sondern als großer Herr, er sprach etwas mit der Frau Pfarrer, wechselte ein paar allgemeine Redensarten mit ihr. Auch die Frau blieb länger, als absolut notwendig war, sie bat ihn, im Pfarrhose vorzusprechen.

Am Abend traf er die Pfarrersfrau wieder auf dem Wege unterhalb der Station, und sie ging nicht weiter, sondern blieb stehen, und ein Gespräch entspann sich. Sie mußte wohl eigentlich nichts dagegen haben, da sie stehen blieb.

„Sie spielen ja Gitarre,“ sagte sie.

„Ja. Warten Sie ein wenig, dann sollen Sie hören, was ich kann.“

Und Nolandsen ging, die Gitarre zu holen.

Die Frau wartete. Sie hatte wohl eigentlich nichts dagegen, da sie wartete.

Nolandsen sang ihr etwas vor von seiner Herzallerliebsten und einem Freunde so treu wie Gold, und mit den Liedern war es nicht viel, aber seine Stimme war groß und schön. Nolandsen hatte seine Absicht dabei, wenn er die Frau mitten

im Wege festhielt; es konnte doch sein, daß jemand um die Zeit vorbeispazierte. Es war ja früher auch geschehen. Und wenn die Frau wenig Zeit gehabt hätte, so wäre sie jetzt übel daran gewesen, sie fingen wieder an, miteinander zu sprechen, und eine lange Weile verging. Er sprach anders als ihr Mann, der Pfarrer; es klang, als käme es aus einem ganz anderen Himmelsstrich, und wenn er sich in seinen herrlichsten Phrasen sonnte, so rundeten ihre Augen sich wie die Augen eines laufenden Mädchens.

„Ja, ja, Gott sei mit Ihnen!“ sagte sie, als sie ging.

„Das ist er wohl auch,“ antwortete er.

Sie stützte. „Sind Sie dessen so sicher? Wieso?“

„Er hat ja Grund dazu. Gewiß ist er Gott über alle Schöpfung; doch das kann ja nichts Großes sein, Gott zu spielen über Tiere und Berge. Wir Menschen erst machen ihn wirklich zu dem, was er ist. Warum also sollte er nicht mit uns sein?“

Und nachdem er diese prächtige Rede in die Welt gesetzt hatte, sah Nolandsen ganz zufrieden aus. Die Pfarrersfrau dachte über ihn nach, als sie ging. Oho, der kleine Wulst, den er auf den Schultern trug, hatte jene große Erfindung nicht zufällig gemacht.

Aber nun war der Kognak gekommen. Nolandsen hatte selbst den Anker von den Schuppen heraufgetragen; er machte keinen Umweg mit seiner Last, sondern trug sie mitten am helllichten Tage unter seinem starken Arm. So beherzt war er. Und nun kam eine Zeit, wo Nolandsen sich für all sein Mißgeschick entschädigte. Und Nächte gab es, in denen er auftrat und allerwegen den regierenden Herrn spielte, in denen er gründlich aufräumte und die Passage unwegsam machte für die fremden Watenfischer, die in gebührender Weise den Mädchen nachstellten.

Eines Sonntags erschien eine Watenmannschaft in der Kirche, die Leute waren sämtlich angetrunken. Nach dem Gottesdienst trieben sie sich auf dem Wege herum und fuhren nicht an Bord zurück; sie hatten Branntwein mit, tranken sich immer munterer und belästigten die Passanten. Oben am Wege hatte der Pfarrer mit ihnen geredet, aber nichts ausgerichtet; später war der Bogt gekommen, und der hatte die Mühe mit dem Goldrand auf. Da waren einige von den Leuten an Bord gegangen, aber drei Mann, unter ihnen der große Ulrich, hatten nicht weichen wollen. Es sollte bemerkt werden, daß sie am Lande waren, riefen sie, die Mädchen gehörten ihnen. Sie hatten Ulrich in ihrer Mitte, und Ulrich war bekannt von den Lofoten und von Fimmarken her. Man solle nur kommen!

Es sammelten sich viele Bewohner des Kirchspiels an, sie standen in einiger Entfernung auf dem Wege oder lagen zwischen den Bäumen im Walde, je nachdem sie Mut im Herzen trugen, und sahen begierig dem großen Ulrich zu, wenn er seine Sprünge machte.

„Run bitt' ich Euch, an Bord zu gehen,“ sagt der Bogt.

„Sonst muß ich anders mit Euch reden.“

„Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen mit der Mühe da,“ antwortet Ulrich.

Der Bogt erwog, ob er ein paar Leute mitnehmen und den Berrückten fesseln solle.

„Güte Dich nur vor Widersetzlichkeit gegen mich, wenn ich meine Amtsmütze auf dem Kopf habe,“ sagt der Bogt.

Da lachten Ulrich und seine Kameraden, daß ihnen übel wurde und sie sich den Bauch halten mußten. Ein dreister Fischebursch ging vorbei, er bekam einen Stoß mit dem Kopfe und wurde übel zugerichtet. Ulrich sagte: „Der Nächste jetzt!“

„Einen Fesselriemen!“ schrie der Bogt, als er Blut sah. „Ein paar von Euch sollen hinspringen und einen Riemen holen. Er muß in Gewahrjam.“

„Wie viele seid Ihr?“ fragte Ulrich, der Unüberwindliche. Und wieder wurden die drei Fremden krank vor Lachen.

Aber jetzt kam der große Nolandsen oben den Weg entlang, und er ging gemächlich und schlürfenden Schrittes und hatte glasige Augen. Er war auf seiner gewohnten Kunde. Er grüßte den Bogt und nahm einen festen Standpunkt ein.

„Da ist Nolandsen!“ rief Ulrich. „Wollt Ihr Nolandsen sehen, Burschen!“

Der Vogt sagte: „Er ist ganz wild. Er hat gerade einen blutig geschlagen. Aber jetzt wollen wir ihm den Fesselriemen anlegen.“

„Den Fesselriemen?“

Der Vogt nickte: „Ich will es nicht länger mit ansehen.“

„Das ist dummes Zeug,“ sagte Rolandsen; „was nützt Ihnen so ein Riemen? Sie sollten mich ein Wörtlein mit ihm reden lassen.“

Ulrich näherte sich, bot Rolandsen einen heimtückischen Gruß und versetzte ihm dann einen Stoß. Er spürte wohl, daß er an etwas Festes und Massives gerührt hatte, er zog sich zurück, fuhr aber fort zu schreien: „Guten Tag, Telegraphist Rolandsen! Ich tituliere Dich nach vollem Namen und Verdienst, daß Du weißt, wer Du bist.“

Dann wurde nichts daraus. Rolandsen wollte sich diese Gelegenheit zu einer Schlägerei beileibe nicht entgehen lassen, und es ärgerte ihn, daß er selbst so jämmerlich langsam gewesen war und den ersten Stoß nicht vergolten hatte. Er mußte anfangen, dem Fremden zu antworten, um die Sache im Gang zu behalten. Sie faselten und redeten, wie trunksene Leute reden, und prahlten beide nach Noten. Wenn der eine sagte: „Komm' bloß an, ich will Dich vermöbeln, daß . . .“ so antwortete der andere: „Schön, Du wirst gerade recht kommen, wenn Du kommst, windelweich werd' ich Dich retour-schicken.“ Und die Menge ringsum fand, daß gut geredet würde auf beiden Seiten. Während der Vogt sah, wie der Zorn und die Zufriedenheit immer üppiger in die Höhe schossen in dem Telegraphisten, lächelte er doch mitten im Prahlen.

Nun knipfte Ulrich ihn unter der Nase, und Rolandsen geriet außer sich vor Entzücken, er holte mit der Faust aus und bekam die Facke des Fremden zu fassen. Aber es war ein Fehlgriff, die Facke hielt nicht, und das hieß ja doch nichts, eine Döseljacke festhalten. Er machte ein paar Sprünge dahinterher und grinste und wies die Zähne vor Behagen. Da wurde etwas daraus.

Als Ulrich es mit einem Kopfstoß versucht hatte, kannte Rolandsen die Spezialität seines Gegners. Aber Rolandsen war Herr und Meister in einer anderen: im lang aus-holenden, wichtigen Schlag mit der flachen Lauerhand gegen das Kieferbein; der Schlag muß das Kinn an der Seite treffen. Eine ungeheurere Erschütterung des Kopfes hat dieser Schlag im Gefolge, alles wird ein einziger Wirbel in einem, und man stürzt zu Boden. Man zerbricht nichts, und es fließt kein Blut, nur an Mund und Nase ein wenig. Eine Weile bleibt man auf dem Platze.

Plötzlich traf es den großen Ulrich, und er rollte ein Stück fort, bis ganz über den Wegrand hin. Seine Beine verkränkten sich, sie fielen zusammen unter ihm, als wenn sie stürben, der Wirbel hatte ihn gepackt. Und Rolandsen verstand genug von der Sprache der Kaufbrüder, und er sagte: „Der Nächste jetzt!“ Er meinte, so froh zu sein, und wußte nichts davon, daß sein Hemd am Halse ausgerissen war.

Der Nächste aber war Ulrichs Freundschaft, die beiden waren jetzt still und verblüfft und hielten sich nicht mehr den Bauch vor Lachen.

„Kinder seid Ihr ja,“ schrie Rolandsen ihnen zu. „Zerknütttern könnt' ich Euch bloß.“

Dem Vogt gelang es, den zwei Fremden vernünftig zuzureden, sie sollten ihren Gefährten auflesen und ihm an Bord helfen, auf neutrales Gebiet. Zu Rolandsen sagte er: „Ich muß mich bei Ihnen bedanken.“

Doch als Rolandsen die drei Fremden sich den Weg hinunter entfernen sah, da war das so wenig nach seinem Sinne, daß er ihnen bis zum letzten Augenblick nachrief: „Kommt morgen abend wieder. Werst auf der Station eine Scheibe ein, das versteh' ich schon. Kerls, Ahrl!“

Wie gewöhnlich machte er zu viel Wesens davon, er hörte nicht auf zu schwätzen und aufzuschneiden. Doch die Zuschauer gingen ihrer Wege. Da plötzlich kommt eine Dame auf Rolandsen zu und sieht ihn mit blinkenden Augen an und reicht ihm die Hand. Die Pfarrersfrau ist es. Sie ist mit dabei gewesen, sie auch.

„Wirklich großartig war es,“ sagte sie. „Er wird daran denken.“

Sie sah, daß sein Hemd offen war. Die Sonne hatte einen braunen Ring um seinen Hals gebrannt, und darunter war er nackt und weiß.

Er zieht sein Hemd zusammen und grüßt. Er sieht es nicht ungern, wie die Pfarrersfrau sich vor aller Augen mit ihm abgibt; der Sieger der Kauferei blähte sich auf; er

findet, er hat es dazu, dem Kinde da ein bißchen freundlich zuzusprechen. Die arme Frau; die Schuhe, in denen sie ging, hielten wirklich nicht lange mehr, und allzuviel Gold schien für sie nicht abzufallen.

„Mißbrauchen Sie diese Augen nicht, um mich anzusehen,“ sagte er.

Das färbte ihr die Wangen rot.

Er fragte: „Sie entbehren wohl die Stadt?“

„O nein,“ erwiderte sie, „auch hier ist's gut. Hören Sie, könnten Sie nicht mitgehen jetzt und heute bei uns sein?“

Er dankte, er könne nicht. Das Bureau wäre offen, Sonntag wie Montag. „Doch haben Sie Dank,“ sagte er.

„Es gibt eine Sache, die ich dem Pfarrer mißgönne, das sind Sie.“

„Was . . .?“

„Höflich, aber bestimmt muß ich ihm Sie mißgönnen.“

So, nun war es geschehen. Man würde zu suchen haben nach heinesgleichen, wenn es hieß, ein wenig Freude austreuen ringsum.

„Sie sind ein Spatzvogel,“ antwortete sie, als sie sich wieder erholt hatte.

Aber Rolandsen überlegte sich auf dem Heimwege, daß er heute alles in allem einen guten Tag gehabt habe. Zu seinem Rausch und seiner Siegerstimmung begann er, sich Gedanken darüber zu machen, daß die junge Pfarrerin sich so oft mit ihm einließ; er wurde verschmimt, er wurde verschlagen: konnte sie doch die Jungfer van Loos verabschieden und seine bitteren Fesseln lösen. Er durfte es nicht geradezu fordern; nein, nein, aber es gab andere Wege. Wer weiß, vielleicht würde sie ihm diesen Dienst tun, da sie ja gute Freunde geworden waren.

8.

Gesang weckt die Pfarrersleute in der Nacht. Nie haben sie so etwas erlebt, der Gesang dringt unten vom Hofe herein, die Sonne bescheint die Welt, die Mäwe ist erwacht, die Uhr ist drei.

„Ich glaube, ich höre Gesang,“ sagt der Pfarrer zu seiner Frau hinein.

„Hier vor meinem Fenster ist es,“ antwortet sie.

Sie lauschte. Sie erkannte so gut die Stimme des wilden Rolandsen und hörte seine Gitarre da unten; er war aber auch allzu dreist, da sang er nun von seiner holden Maid, und gerade zu ihr hinauf. Die Frau glühte vor Erregung.

Der Pfarrer kam herein und guckte ins Freie. „Telegraphist Rolandsen ist's, wie ich sehe,“ sagte er mit gerunzelter Stirn. „Er hat kürzlich einen halben Anker Cognak bekommen. Eine Schande ist es mit dem Mann.“

Aber die Frau mochte die kleine Begebenheit nicht so düster ansehen, dieser prächtige Telegraphist konnte raufen wie ein Lastträger und singen wie ein gottbegnadeter Jüngling, er brachte viel Abwechslung in das stille Leben herein und in die bescheidenden Lebenslose.

„Es soll wohl eine Serenade sein,“ sagte sie und lachte.

„Die Du nicht gut annehmen kannst,“ erwiderte der Pfarrer. „Oder was meinst Du selbst?“

Zimmer mußte er sich über etwas aufhalten! Sie antwortete: „Nun, so gefährlich ist die Sache nicht. Ein kleiner amüsanter Scherz ist es von seiner Seite, sonst nichts!“ Doch bei sich selbst dachte die gute Frau, nie mehr wolle sie Rolandsen schöne Augen machen und ihn nie mehr zu tollen Streichen verleiten.

„Da fängt er wahrhaftig ein neues Lied an,“ ruft der Pfarrer. Und er trat hin ans Fenster, wie er ging und stand, und klopfte an die Scheibe.

(Fortsetzung folgt.)

## Meuniers Monument der Arbeit.

(Ausstellung bei Keller und Reiner.)

Meuniers „Monument der Arbeit“ ist in Berlin! Zum ersten Male sehen wir das Lebenswerk des belgischen Bildhauers, der eine neue Welt entdeckte, die Welt des Arbeiters. In dieser Schöpfung konzentriert sich all sein Schaffen, das, von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, wie eine Vorbereitung auf dieses letzte Werk erscheint, mit dessen Vollendung der Künstler Abschied nimmt.

Es ist interessant, im schnellen Ueberblick an der Hand des vollzähligen gebotenen Materials den Werdegang Meuniers zu skizzieren. Meunier ging nicht geradezu auf sein Ziel zu. Wir sehen, wie Meunier sich hier und da versucht. Was wir gar nicht vermuten würden, eine ganze Reihe spanischer Bilder, Stierkämpfe,

Strassenszenen, sehr lebendig aufgefaßt, malerisch überraschend gewandt hingeseht! Dann aber melden sich schon frühzeitig bedeutungsvolle Anzeichen. Es kommen die Bilder, die den Stoff aus dem belgischen Arbeitsmilieu entnehmen. Unter ihnen fällt eins besonders auf. Am Ende eines Weges eine Fabrik; das Tor steht weit auf wie ein geöffnetes Rachen. Da ziehen sie hinein am frühen Morgen, einer wie der andere, einer wie der andere, ein langer Zug. Hier schon wird das ethische Gefühl des Künstlers ein künstlerisches Mittel. Es führt den Künstler direkt zu einem neuen Stil. Es lehrt ihn absehen von dem Zufälligen, es lehrt ihn das Betonen des Typischen, des Bleibenden. Und so streicht er alles ab, was dem großen Eindruck hinderlich sein könnte und stellt Gestalten hin, denen nichts Kleines mehr anhaftet. Die zufällige Einzelperspektive wird auf die Grundform zurückgeführt. Ja, selbst da, wo er, wie in dem Bilde „L' hécatombe“ das Leiden in seiner furchtbarsten Form schildert, die Einzelnen auf dem Krankenlager, ausgemergelt, verzweifelt, ohne Kraft des Widerstandes, da zieht er die Linien dennoch so einfach und fest, daß wir auch hier noch den Eindruck der Größe haben. Man sieht an diesem Beispiel wieder, wie leer und öde das Geschwätz ist, das behauptet, der Inhalt, das Stoffliche sei dem Künstler nichts. Es kann allgemein darüber gar nichts gesagt werden. Bei dem einen ist es so, bei dem anderen anders. Und hier bei Meunier sehen wir gerade, wie an und mit dem Stoff der Künstler sich vereinigt, klärt, sich hindurchringt.

Darauf folgen die Plastiken. Es führt ein gerader Weg von den Bildern zu den Statuen. Diese sind aus den Bildern genommene, plastisch gerundete Figuren. Derselbe Typus, den wir dort sahen. Meist bevorzugt Meunier in sicherer Empfindung ein kleines Format und gewinnt gerade damit den Eindruck der Größe. Eine ganze Reihe von Einzelstücken zeigen die Fähigkeit energischer Charakterisierungskunst. Es schlummert hinter der persönlichen Gebärde schon das Erfassen des Allgemeinen. Langsam ringt sich dies durch. Oft stellt Meunier seine Figuren bewegt dar, von irgend einer Empfindung ergriffen, die sie markant zeigen. Auch die zahlreichen Reliefs sind bewegt. Aber am eindringlichsten wirkt er in jenen hohen, statuarisch machtvollen Gestalten, die wie Symbole der Kraft dastehen, in Besonnenheit und Ruhe. In ihren Rienen hat die Wucht der Arbeit Furchen eingegraben. Aber es sind keine Leidensmale, es sind Abzeichen eines unerkannten Heldentums.

So zeigt dieser Weg von Etappe zu Etappe eine Entwicklung: wie das Alte abfällt, wie das Neue sich heraufringt zum Licht — bis es allein noch herrscht!

Dieser Mann war wie kein anderer berufen, das Denkmal der Arbeit zu schaffen. Alles in ihm drängt hin zu dem großen Abschluß, der sein Werk krönen soll, von dem er selbst sagte: „Dieses Denkmal soll das Wert meines Lebens zusammenfassen.“ Es hat etwas Feierliches, wie konsequent Meunier auf dies sein letztes Werk zuschreitet. Alle Fäden seines Schaffens einen sich hier. Es könnte alles zu Grunde gehen, was er geschaffen. Bliebe dieses erhalten, wir wüßten, wer Meunier war. So liegt über diesem letzten Werk eine Weiße: die Weiße der gesammelten Kraft, der Vollendung. Es zeigt eine neue Menschheit. Eine Menschheit, die ihr Los nicht flehentlich trägt und wehleidig jammert, sondern eine stolze, triumphierende Menschheit, die nach heißem Ringen sich selbst die Krone aufsetzt. Es ist etwas von dem ernststen, ringenden Geist Solas in diesem Werk, dem Meunier gleichfalls ein Denkmal, das in der Skizze hier zu sehen ist, setzte. Auf hohem Sockel eine schreibende Gestalt in modernem Gewand, zu beiden Seiten unten zwei ernste Figuren, die eine aufblickend. Ganz unten vorn eine Gruppe, eine Mutter mit Kindern.

Das „Monument der Arbeit“ bildet den krönenden Abschluß der Ausstellung. In seiner gewaltigen, unspannenden Größe der Auffassung und Anlage spricht es deutlicher als alle Denkmäler unserer Tage von dem Sinn und dem Streben unserer Zeit. In ihm konzentriert sich das Wollen der Gegenwart, soweit es ernst ist und die Zukunft will. In diesem Sinn ist es nicht nur das Monument der Arbeit, sondern das Denkmal unserer Zeit. Der Zeit, die über sich selbst sich klar geworden ist und besonnen den ins Auge gefaßten Zielen aufstrebt, nichts will, was außer ihr liegt, keine Vergangenheit, keine matte Sehnsüchtelei, nur sich und die Erde.

Es ist schön, daß dies Denkmal in Berlin zu sehen ist. In Berlin, das den Ruhm hat, quantitativ und qualitativ den Rekord der schlechtesten Denkmäler erreicht zu haben. Mögen die Künstler hier lernen, was es heißt, seine Zeit ernst zu erfassen und den Sinn der Zeit künstlerisch zu gestalten. Hier ist Inhalt und Form eins. Aus dem Stoff heraus ist ein neuer, snapper, strenger Stil geformt. Dieses eine Denkmal spricht all den unzähligen Monumenten unserer Stadt das Urteil. In ihm konzentriert sich der Protest gegen die Verschandelung unserer Stadt mit plastischen Arbeiten, die uns nichts sagen.

Das Denkmal hat seine Geschichte. Ursprünglich sollte es auf einem freien Platz in Brüssel stehen. So hatte es Meunier bestimmt. Die Anlage war danach folgende: Ein quadratischer Mittelblock sollte vier Hochreliefs enthalten. Diese Reliefs sollten den Ackerbau, den Handel, die Industrie und den Bergbau darstellen, die vier Mächte, die Belgien beherrschen. An den vier Ecken sollten vier Arbeiterstatuen zu sehen kommen. Vorne, an dem Abschluß des Sockels eine Gruppe, die „Maternité“ (Mütterlich-

keit), eine Frau, die zwei Kinder in ihrem Schoß hütet. Die Konzentration sollte das Ganze in dem „Säemann“ erhalten, der oben auf dem Sockel steht, der mit weiter Gebärde Samen austreut, vorschreitend, ruhig, sicher, die Hand weit geöffnet.

Die Proben zu den Reliefs waren schon gemacht. Es war ein hellgrauer Granit dazu gewählt, der in seiner Farbe und Wetterbeständigkeit vorzüglich paßte. Die belgische Regierung unterbandelte mit dem Künstler. Der Platz war schon bestimmt, die Allee de Terwieren, hinter dem Cinquantenaire bei Brüssel. Hier sollte das Wahrzeichen der Zeit stehen, und Belgien sollte als erstes Land den Ruhm haben, der Arbeit ein Denkmal errichtet zu haben, während man sonst nur denen ein Denkmal errichtet, die in Schlachten das meiste Blut vergossen, oder in diplomatischen Verhandlungen die größte Pfüffigkeit entwickelt haben. Eine neue Welt fürwahr! Meunier entdeckte sie im Bergwerk, im Hafen, in der Fabrik, die neue Seele unseres Jahrhunderts. Mit Millet und Bourbet gehört er zu denen, die dem Gegenwartslieben fest in die Augen sahen und aus der Wirklichkeit eine Idealität der Erscheinung herausholten, die mit sicherem Fundament auf zuverlässigem Grunde steht, organisch herauswächst aus der Zeit und dem Streben der Zeit. Wer die Stoffarmut, die Verlogenheit und Verlogenheit der Kunstgeschichte kennt, weiß, was diese energische Vereinerung des Stoffgebiets zu bedeuten hat. Endlich lehren nicht immer dieselben Motive in ewiger Variation wieder, etwas Neues steht am Ende des 19. Jahrhunderts, am Anfang des 20., das nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Doch es sollte nicht so kommen. Die Aufstellung auf einem freien Platz, allen sichtbar und vielen eine Mahnung, die Meunier am meisten gewünscht hatte, wurde hintertrieben. Der König der Belgier unterlagte die Aufstellung. Für ein „Denkmal der Arbeit“ fehlte das Verständnis.

Nun mußte Meunier den Aufstellungsplan ändern. Das Monument kommt nun in einem Museum in Brüssel zur Aufstellung. Was wir jetzt sehen, ist dieser zweite, umgeänderte Entwurf, den Meunier, der darüber starb, noch selbst bestimmt hat.

Das Denkmal bildet nun den Abschluß einer Rotunde und füllt diese aus. Was als Relief um den Block herum angebracht war, ist nun auseinandergelagert. Wir sehen rechts den Ackerbau (Jünglinge und Mädchen zwischen hohen Ähren), den Handel (Männer schleppen Säcke, schieben Fässer, einer hält ein Pferd), dem entsprechend auf der linken Seite die Industrie (am Feuer eine Schar von Arbeitern) und den Bergbau (tief drunten arbeiten die Bergleute). Namentlich die beiden letztgenannten überlebensgroßen Reliefs sind herrlich in der Wirkung. Machtvoll überfließt die Feuerlohe die Arbeiter, die sich zurücklehnen und nachgebend die Gewalt des Feuers zwingen und lenken. Ebenso konzentriert ist der Bergbau, der mehr die Ausharrende und vordringende Kraft schildert, auch hier wirkt die Uebersäenung durch den überhängenden Felsen eindringlich. Vier Bronzefiguren, sitzend, teilen die Felder. Zwei kraftvolle Jünglinge in gesammelter Kraft. Ein Greis, die Hände schwach im Schoß, eine einseitliche große Schöpfung. Am weitesten rechts die „Mütterlichkeit“, eine mit antiker Ruhe thronende Mutter, die hocherhobenen Hauptes Kinder schützt, an die Madonnenbilder der Italiener mahnend.

In der Mitte der „Säemann“. Weit ausbreitend. Weit mit der Hand ausholend. Er schreitet auf den Weidauer zu. Die Samenkörner streut er aus, den Samen der Arbeit, die segensreich aufgehen wird. Wie ein Seher blickt er in die Zukunft, furchtlos, gefaßt, voller Kraft.

All das ist nicht nebeneinander gestellt, sondern eine aus dem Innersten gestaltete, einheitliche Schöpfung. Es berührt angenehm, daß kein Zierrat, kein Ornament, kein Emblem die strenge Harmonie stört. Alles konzentriert sich auf die Gestalten. Der Blick gleitet hin über die Flächen der Reliefs, haftet auf den sitzenden Figuren und sammelt sich schließlich auf dem Säemann. So klingt das alles zusammen wie eine ernste Symphonie. Nichts lenkt ab. Nur das Notwendige ist da. Keine Nachahmung der Vergangenheit. Eine neue Schöpfung, die auch in diesem strengen, schmutzlosen Geist der Erscheinung der Arbeit, die es verherrlichen will, gleicht.

Die Ausstellung ist in den Räumen der ehemaligen Hochschule für Musik untergebracht, Potsdamerstraße 120. Der Eintritt kostet 1 M. Ernst Schur.

## Kleines feuilleton.

I. Aus Zürich vor hundert Jahren. Anfangs des vorigen Jahrhunderts gab es in Zürich noch keine Kaffeehäuser, nur „Zunfthäuser“. Hier pflegten sich die Zunftgenossen sowohl zu politischen Versammlungen als zur Unterhaltung und „Abendstüb“ zu treffen. Gemeinshaftliches Gesellschaftslokal war das Stützenhaus und zwar weil es einen großen Saal besaß. Dort herrschte noch ein eigenartiger Brauch. Nicht der Wirt verschenkte seinen Wein, sondern jeder Gast brachte sich sein Quantum von Hause mit. Der Knecht trug eine gewaltige Kanne von zirka drei Maß dem Herrn nach. Auszutrinken brauchte dieser aber die Kanne nicht; es war nur dafür gesorgt, daß er den Tischnachharn auch ein Glas einschenken könne. Der Wirt oder „Stubenknecht“ verschenkte, wie gesagt, nicht nur nicht, er durfte auch leinerelei

Getränke ausschenken und von Speisen nichts anderes liefern als Käse und Brot für zwei Schillinge, gleich zehn Rappen des heutigen Geldes. Aus diesen mußte er seinen bescheidenen Nutzen ziehen. Befolgung bezog er nicht, nur freies Quartier. Für diese farge Vergünstigung hatte er aber noch Gläser und Teller anzuschaffen und die Gäste zu bedienen. Der „Abendstüb“ begann schon nachmittags ein Uhr und dauerte bis abends sechs Uhr; dann begab sich alles nach Hause. Der Hausknecht stellte sich schon um halb sechs Uhr pünktlich ein, im Winter mit einer Laterne, um Gäste und Kammern in Empfang zu nehmen.

Unter den damaligen Zunftgehäusern war das „zur Safran“ am günstigsten gelegen, inmitten der Stadt, gegenüber dem Rathaus. Hier konnten sich, wie ein Alziricher, Dr. Löcher, in seinen Lebenserinnerungen schreibt, die „Regenten“, ihre Kreaturen und Wähler von Regierungsorgen erholen, und wenn es zur Abstimmung ihrer Anwesenheit bedurfte, brauchte der Waibel sich nur am Rathausfenster zu zeigen. Nur bei offiziellen Festlichkeiten pflegten Bürgermeister damals öffentlich hervortreten. Außerhalb ihrer Wohnung traf man sie selten, es wäre denn zu Wagen, wenn sie sich auf ihr Landgut begaben. Popularitätshascherei war nicht an der Tagesordnung. Mit dem Jahre 1830 hörte bekanntlich die Herrschaft der Aristokratie auf. Es verschwanden allmählich die Zunftgehäuser; sie machten der Kaffeehäuser Platz, die heute in Zürich ebenso wie überall den eigentlichen Treffpunkt des geselligen Lebens und Verkehrs bilden. —

r. Herr, Ehr, Ehren — Frau, fer. Manche Menschen haben infolge ihres Aussehens oder ihres Verhaltens das eigentümliche Geschick, ihren Namen nie einfach so, wie er in den amtlichen Verzeichnissen steht, genannt zu hören oder geschrieben zu sehen. Besonders in unserem Zeitalter der Tinte zeigen sich diese Namen immer mit Zusätzen versehen, die ihnen keineswegs immer zur Zierde gereichen. So ist es mir aufgefallen, daß Herr Stöder, wenn er in der gegnerischen Presse genannt wurde, es sich oft gefallen lassen mußte, als Ehren Stöder zu erscheinen. Der Leser denkt in solchen Fällen natürlich sofort an das Wort Ehre, im Hintergrunde seiner Vorstellungen taucht so etwas wie Ehrenmann auf, von dem der letzte Bestandteil weggefallen sein muß, so daß nur Ehren übrig geblieben ist. Und darauf wird dann unbewußt Ehre gleich nicht-Ehre gesetzt und zwar sicherlich mit größerem Rechte als Hegel im Anfange seiner Welterschöpfung Sein gleich nicht-Sein setzt.

Der Leser hat ganz richtig herausgefühlt, daß mit der genannten Bezeichnung etwas Herabziehendes gesagt werden soll, er ist dieser Spur gefolgt und zu der vom Schreiber beabsichtigten Vorstellung gelangt. Aber trotzdem befindet er sich auf ganz falscher Fährte, wenn er bei dem Worte Ehren, das richtiger Ehrn lauten würde, an das bekannte Ehre denkt. Ehrn ist vielmehr gleich Herrn, also gar nicht einmal der erste Fall, folglich eigentlich da, wo es für diesen stehen soll, ein großer Schnitzer. Aber die Entwicklung der Sprache bekümmert sich nicht darum, ob Schnitzer oder nicht, sondern läßt sich ruhig Ehren Müller oder Schülze gefallen, weil eben die zugrunde liegende Vorstellung verunkelt ist. Ehren Müllers Behauptung wäre dagegen ganz richtig, da es hier der zweite Fall ist.

Um nun zu zeigen, daß Ehren eigentlich gleich Herrn ist, wollen wir uns den Gebrauch und die Herkunft des Wortes „Herr“ ein wenig näher ansehen. Im Althochdeutschen heißt es hêroero oder hêriro, kommt hier auch in der verkürzten Form hêrro und hêro vor. Im Mittelhochdeutschen hêrro und herre, und hier lautet es in der verkürzten Form hêr, her und er. Diese letztere Verkürzung dauert im älteren Neuhochdeutsch fort, daneben aber erscheint sie auch in der Dehnung als êhr, während umgekehrt bis auf den heutigen Tag im altgermanischen und vollstimmlichen Ausdruck noch die Form herro lebt.

Ach Herre Gott, ach Herre Gott,  
Erbarm Dich doch des Herrn. Goethe.

Für die verkürzte, uns angehende Form mögen folgende Beispiele aus alten Schriften dienen: er Albrecht von Lindenau ritter; wir, er Busse von Querkurt. Ha, sagt Ehr fanotus, Esel, Felskopf usw.

Fragen wir nun nach der Herkunft des Wortes, so sagt uns die Forderung mit Bestimmtheit, daß hêroero ursprünglich eine Steigerungsform von hêr, hoch, hehr, ist. Herr würde also der Höhere, der höher Gestellte bedeuten, gegenüber dem niedriger Stehenden, dem Geringeren, dem Knechte.

Dem althochdeutschen hêroero, Herr, steht für das weibliche Geschlecht das Wort troawâ, Herrin, Frau, gegenüber. Es hat sich wahrscheinlich aus einem alten männlichen Worte frauja, wie domina aus dominus, Herrin aus Herr, ergeben. Im Mittelalter, wie noch heute landschaftlich unter dem Volke, wird, ganz so wie Ehr vor männlichen Namen, frouwe, frô, Frau unmittelbar vor weiblichen Namen und Gattungsamen gern in ter oder ver gekürzt.

Und hing sich an ein mechtlich böse Bip, genannt vor Lise. Königshofen.

Unmal erscheinen alte mythologische Namen in dieser Verkürzung: ver Hilde, ver Gode, gleich Frau Hilde, Frau Gode. Das niederländische Erntefest hieß Vergodensdol, gleich Frau Godens Teil. Es ist leicht einzusehen, daß aus dieser Form fer oder ver die von der Schriftsprache angenommene Form jungfer, jüngerchen entsprang. Heutzutage bedeutet Herr oder Frau kaum etwas anderes als

eine Geschlechtsbezeichnung, denn jeder Arbeitsklave muß es gewissermaßen als eine Verhöhnung über sich ergehen lassen, als Herr an-geredet zu werden. Dies hat auch die in dieser Beziehung feinsinnliche Bourgeoise herausgefühlt, und die nicht sorgende Hausfrau läßt sich daher zum Unterschied von der Proletarierin jetzt, auch wenn sie nur die Tochter eines Lumpenhändlers oder eines ohne seine Schuld reich gewordenen Schöneberger Bauern ist, gnädige Frau titulieren. —

### Aus dem Pflanzenleben.

h. Die Bedeutung mancher Pflanzen für die Landgewinnung an der Meeresküste läßt sich so recht ermessen, wenn man das Leben einer an der See sich recht unscheinbaren Pflanze verfolgt, des Quellers (Salicornia herbacea L.). Diese Pflanze ähnelt sowohl in der Farbe wie auch in dem ganzen Aufbau bestimmten Salztalgewächsen, doch hat sie mit solchen durchaus nichts gemein, sie zählt zur Familie der Weibengewächse, auch Gänsefußgewächse genannt. Die Pflanze wird etwa 25 Zentimeter hoch, sie ist recht häufig an der Westküste von Schleswig-Holstein, wo sie von allen Landpflanzen am weitesten in die See hineingeht. Man findet hier den Queller an Stellen, die zur Flußzeit einen halben Meter unter dem Wasserspiegel stehen. Je mehr sich das Watt aus dem Meere erhebt, um so mehr geht der Queller gegen die offene See vor, während er an den am höchsten gelegenen Stellen verschwindet; er will eben tagtäglich sein Seebad haben. Dort, wo das Land nicht mehr von der salzigen Flut befeuchtet wird, vermag der Queller nicht mehr zu gedeihen.

Der gedrungene, stark verästelte Bau dieser Pflanze bietet den anstürmenden Wassertropfen genügenden Widerstand und sorgt gleichzeitig dafür, daß die zurückrollenden Fluten die eben mitgebrachten erdigen und sonstigen festen Bestandteile nicht wieder ins Meer mit zurücknehmen. Keine andere Seestrandpflanze ist so sehr zum Festhalten des Schlick geeignet, wie gerade der Queller mit seinem buschigen Wuchs. Daß die Äste und Zweige recht dickfleischig sind, kommt der Pflanze insofern sehr zustatten, als sie dadurch einen wirksamen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen zur Ebbezeit besitzt. In derselben Weise, wie die Kakteen den Gefahren einer übermäßigen Wasserverdunstung, hervorgerufen durch Sonnenbrand, begegnen, so schützt sich auch der Queller gegen das gleiche Uebel, indem er die Wasserverdunstenden Organe, die Blätter, nach Möglichkeit reduziert. Zwar steht dem Queller weit mehr Bodenfeuchtigkeit zur Verfügung als den meisten wüstenbewohnenden Kakteen, allein er würde das Wasser nicht so schnell hochleiten können, als es die Sonne in den Blättern zur Verdunstung bringen würde, und darum sind die Blätter einfach zu unscheinbaren Gebilden verklümmert.

Der Wert dieser Pflanze für die Landgewinnung ist zweifacher Natur. Erstmals sorgt der Queller, daß die anstürmenden Wogen gebrochen werden, und somit das Erdreich nicht aufwühlen können, und zweitens hält die Pflanze den vom Wasser mitgebrachten Schlick fest. Dieser Schlick haftet in den spitzen Blattwinkeln, welche die kleinen Blätter mit den Ästen bilden. Ist die Flut zurückgetreten, so trocknet die Sonne den anhaftenden Schlick schnell ab, so daß dieser zu Boden fällt. Jede einzelne Pflanze vermag jeder Flut zwar nur wenige winzige Körnchen Schlick zu entreißen, aber „Viel hilft viel“, und die großen Bestände dieser Pflanzen häufen alljährlich ein nicht unbedeutliches Quantum Erde an, und nach Jahren wird aus millimeterstarken Decken eine solche von Zentimeter- und Dezimeter-Stärke.

### Humoristisches.

— Kurz und bündig. Er: „Und liebst Du mich auch wirklich, Schay?“

Sie: (schwörend): „Deine Gläubiger sollen auch meine Gläubiger sein.“ —

— Berufskrankheit. „Sagen Sie mal, warum nicht denn der Herr alle Augenblicke so mechanisch mit dem Kopfe?“

„Ja, wissen Sie, der ist nämlich Mechaniker.“  
(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Ueber die Premieren der Woche auf Bühne und Büchermarkt und über Friedrich Niepsches künstlerische Sendung hält Theodor Kappstein zwei Vortragszyklen von je acht Vorlesungen in der Vogeler-Aula, Ritterstraße 4/5. Die Vorträge, welche an acht auf einander folgenden Montagen stattfinden, beginnen Montag, den 22. Januar, um 1/8 Uhr. Karten sind beim Saaleingang zu haben. —

— Eine teure Fliederei. Veinade drei Millionen hat der Umbau des Schauspielhauses gekostet. —

— Im Schiller-Theater O. ist für den 20. Januar die Erstaufführung des biblischen Dramas „Königsglaube“ von Hermann Stodte angesetzt. —

— „Spätsommer“, eine vieraktige Komödie von Paul Alexander und Victor Stephanj verlagte bei der Aufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg. —

— Die Oper „Narciss“ von Julius Stern erlebt im Februar am Breslauer Stadttheater ihre Uraufführung. —